

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Aus der Heimat - über die Heimat**

**Albrecht, Karl**

**Frankfurt a.M. [u.a.], 1908**

Anhang für Schulen des deutschen Nordwestens. (Sexta.)

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7850**

# Anhang

für Schulen des deutschen Nordwestens.

(Sexta.)

## Inhalt:

Nr.	Seite	Nr.	Seite
1. Der steinerne Roland . . . . .	1	10. Eine Dampfschiffahrt nach Bremerhaven . . . . .	16
2. Graf Ottos Wunderhorn . . . . .	4	11. Am Jadebusen . . . . .	18
3. Die Kirchhofslinde in Olden- burg . . . . .	4	12. Ein bremisches Bauernhaus . . . . .	20
4. Braut und Bräutigam in der Abthorner Heide . . . . .	5	13. Ein Tag auf dem Marschhose . . . . .	21
5. Tilly in Oldenburg . . . . .	5	14. Das Teufelsmoor . . . . .	24
6. Das Rathhaus zu Bremen . . . . .	7	15. Der Hasbruch . . . . .	26
7. Die Weihnachtsflut i. Jahre 1717 . . . . .	10	16. Der Pfiff . . . . .	27
8. Die Stadt Oldenburg um 1800 . . . . .	13	17. Kommt in die Marsch! . . . . .	28
9. Der Domshof zu Bremen . . . . .	15	18. Mein Heimatland . . . . .	29
		19. Plattbütsche Sprak . . . . .	30

## I. Der steinerne Roland.

Nach F. Janson. Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Ein Haufe lustiger Knaben kam aus der Schule und ging in fröhlichem Gespräche nach Hause. Sie kamen an der Rolandsäule vorüber; da rief einer lachend: „Seht, der Roland hat seinen Hut verloren, und nun haben sie ihm ein Dach über den Kopf machen müssen!“ Ein lautes Gelächter folgte seiner Rede, und da die anderen auch nicht zurückbleiben wollten, so rief wieder einer: „Roland mit dat kruse Haar, wat he kickt so summerbar!“ und ein anderer: „Roland mit den Wappenrock steiht so stief as wie en Stock!“ und ein dritter rief noch lauter: „Roland mit de spize Knee! seg mal, deit die dat nich meh?“ Das Gelächter wurde immer ärger, und sie riefen und sangen die Verse immer lauter und machten sich lustig über den alten steinernen Roland, der regungslos dastand und ernst und strafend auf sie herabschaute. Da wick plötzlich der eine, der es am ärgsten getrieben hatte, scheu zurück und sagte: „Der Roland lebt; seht ihr, wie er die Augen rollt und uns böse ansieht?“ Alle glaubten es zu bemerken, und da die Knaben ihrer Wildheit wegen ein böses Gewissen hatten, stoben sie plötzlich voll Furcht und Schrecken auseinander. Aber auch zu Hause konnte der, welcher der schlimmste gewesen war, die drohende Gestalt des



Riesen nicht vergessen. Er erinnerte sich jetzt, wie der Vater früher einmal mit großem Ernst von dem Standbilde geredet hatte. Noch abends, als er sich zu Bette legte, mußte er immer wieder daran denken; ja, selbst im Traum sah er den Riesen mit den drohenden Augen vor sich stehen.

Er sah sich allein auf dem Marktplatz, dem steinernen Bilde gegenüber. Der Riese beugte sich zu ihm nieder; er aber stand wie in dem Boden festgewurzelt. — Der Roland sprach zu ihm mit dumpfer, grollender Stimme: „Warum verlachst du mich, Bube? Weißt du, wer ich bin? Ich bin der Beschützer der Freiheit deiner Väter und war von ihnen hochverehrt. Sie haben mich aufgerichtet, daß ich ein Denkzeichen der Rechte dieser Stadt sei. So oft ein fremder Herrscher dieselbe eroberte, haben sie mich unter Trauern und Wehklagen umgestürzt und nicht eher geruht, bis sie frei waren und mich mit Jauchzen wieder aufrichten konnten!“

Roland hielt etwas inne; der geängstigte Knabe aber konnte noch nicht von der Stelle. Roland fuhr milder fort: „Sieh mich recht an! Dieses Schwert ist das Zeichen, daß die Bürgerschaft dieser Stadt durch ihre Obrigkeit Gericht halten dürfe, und auf diesem freien Platze fand das Gericht statt; hier war die „rote Erde“, „das Blutland“; daher bin ich auch Rutland oder Roland genannt.“

Der arme kleine Sünder hätte sich gern aus dem Staube gemacht; aber noch einmal begann Roland: „Siehe auch auf meinen Schild! Was siehst du? Den deutschen Reichsadler; er soll dir zeigen, daß die Bürger dieser Stadt keinem andern Herren untertan waren als dem Kaiser. Darum steht auf meinem Schilde die Umschrift:

„„Fryheit do ic̄ zu openbar, de karl un mennich vorst vorwar  
defer stede ghegheven hat; des danket gode, is min radt!““

Der beängstigende Traum schwand. Ihr könnt euch denken, wie froh der arme Schelm war, als er erwachte und den düsteren Riesen nicht mehr zu fürchten brauchte. Viele Tage lang konnte er aber den Traum nicht vergessen; immer wieder hörte er die dumpfen Worte des Roland in seinen Ohren klingen. Bald wußten es alle Mitschüler, und auch der Lehrer hörte davon. Die Knaben wollten gern noch mehr von dem sonderbaren Standbilde wissen. Der Lehrer erfüllte ihre Bitten. Er hub an:

„Nicht Bremen allein hat ein solches Standbild; mehr denn dreißig Städte im nördlichen Deutschland haben ihren Roland, oder es hat doch einmal ein solcher in ihren Mauern gestanden. Aber der zu Bremen ist der schönste und der am besten erhaltene. Wann zuerst eine Rolandsäule in Bremen aufgerichtet worden ist, weiß man nicht. Die Gelehrten meinen, das könne schon über 800 Jahre her sein. Eine

hölzerne Statue hat ſchon vor 500 Jahren geſtanden. Dieſe brannte der gefürchtete Seeräuber Hollmann nieder. Der jetzige Roland iſt bald danach errichtet und ſpäter erneuert und verändert worden. Die Säule, an welcher er ſteht, wurde oben abgeſchnitten und dafür über ſeinem Haupte ein Dach angebracht. Zu dieſer Zeit iſt er auch mit Farben bunt verziert geweſen; denn ſo war eſ damals Sitte. Der Schild, das Schwert und die Kniescheiben waren golden, die Unterkleider blau, die Hoſen mit goldenen Querſtreifen und der Panzer mit goldenen Würfeln verziert. Der Mantel war ſcharlachrot; er zeigte an der linken Seite auch noch einen Löwen und einen Hund, die ſich um einen Knochen ſtritten. Die Schrift darunter beſagte: „Eenen Jeden dat ſine!“ Das alles iſt nun unter dem Überzug von grauer Steinfarbe verſteckt.

Der Roland ſieht aus wie ein Ritter aus alter Zeit. Er hat ungeſchorenes Haar und iſt bartloſ. Die Rechte hält das mächtige Schwert; mit der Linken greift er in den reichverzierten Gürtel. Die ganze Geſtalt wird von dem langen Mantel umhüllt. So ſteht er feſt gegen die Säule gelehnt und ſchaut gleich einem Wächter ſtreng und düſter nach dem Dom, als ob er zornig wäre auf die Erzbüſchöfe, welche den Bremern immer ihre alten Freiheiten nehmen wollten. Und er hat treu gewacht. Bremen iſt eine freie Stadt biſ heute. Als die Franzoſen in Bremen waren, wollten ſie ihn abbrechen und mit nach Frankreich nehmen. Aber die Bremer wollten nicht von ihm laſſen.

Rückert hat ein Gedicht auf ihn verfaßt, das ſo lautet:

1. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen  
ſieht er ein Standbild ſtandhaft und wacht.
2. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,  
Kämpfer einſt Kaiſer Karls in der Schlacht.
3. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,  
mächtig die Mark einſt mehrt' er mit Macht.
4. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,  
wollten ihm Welſche wehren die Macht.
5. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen,  
wollten ihn Welſche werfen in Nacht.
6. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen  
lehnt er an langer Lanze und lacht.
7. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen, —  
Ende ward welſchem Weſen gemacht.
8. Roland der Rief', am Rathaus zu Bremen  
wieder wie weiland wacht er und wacht."

## 2. Graf Ottos Wunderhorn.

Straderjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg, 1867.

Graf Otto von Oldenburg war ein eifriger Jäger. Als er einst mit seinen Dienern im Barnesführsholze jagte, führte ihn die hitzige Verfolgung weg von den Dienern in die Dsenberge. Erschöpft von der Hitze und dem eiligen Ritte, hielt er mit seinem weißen Pferde auf dem Dsenberge und sah sich nach seinen Hunden um. „Ach Gott, wer nun einen kühlenden Trunk hätte!“ rief er aus. Da tat sich der Dsenberg auf, und heraus trat eine schöne Jungfrau, wohl geschmückt, mit köstlichen Kleidern angetan, die schönen Haare über die Achseln geteilt und oben mit einem Kranze bedeckt, und bot dem Grafen ein silbernes, reich und künstlich verziertes Trinkhorn: der Graf wolle daraus trinken, sich zu erquicken. Als der Graf das Trinkhorn genommen und den Trank betrachtet, gefiel ihm derselbe nicht, und er weigerte der Jungfrau, ihn zu trinken. Die Jungfrau aber erwiderte: „Mein lieber Graf, trinket nur auf meinen Glauben, und es wird Euch nicht gereuen. Trinket Ihr aus diesem Horn, so wird es Euch und Euerem ganzen Geschlechte wohlgehn, und das Land wird gedeihen und blühen. Glaubet Ihr mir aber nicht und trinket nicht daraus, so wird Euer Geschlecht durch Streit und Uneinigkeit zerfallen.“ Der Graf gab auf solche Rede keine Acht, und da er sich nicht entschließen konnte zu trinken, schwang er das Horn hinter sich und goß es aus, wobei einige Tropfen auf des Pferdes Rücken fielen, dessen Haare sie sogleich verbrannten. Als die Jungfrau dies gesehen, begehrte sie ihr Horn zurück, aber der Graf gab seinem Pferde die Sporen und eilte fort. Ein Blick, den er hinter sich warf, zeigte ihm, wie die Jungfrau durch eine Kluft wieder in den Berg hinein ging. Das Horn nahm er mit sich nach Oldenburg, wo es lange aufbewahrt wurde, bis es nach Anton Günthers, des letzten Grafen, Tode nach Kopenhagen kam.

## 3. Die Kirchhofslinde in Oldenburg.

Straderjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg, 1867.

Auf dem Kirchhofe zu Oldenburg, unmittelbar vor der Gertrudenskapelle, steht eine große, alte Linde. Etwa zehn Fuß vom Boden entsendet der dicke, knorrige Stamm, dessen Umfang ungefähr 5 m beträgt, nach allen Seiten hin ein breites Laubdach, etwa 13—16 m im Durchmesser, und steigt dann hoch auf, um oben eine zweite Krone zu bilden. Ein Mädchen, heißt es, war unschuldig zum Tode verurteilt und wurde vor das Tor zur Richtstätte geführt. Unterwegs ergriff es einen am Boden liegenden dürren Zweig, steckte ihn ver-

fehrt, das obere Ende unten, in die Erde und sprach: „So wahr dieser Zweig ausschlagen und zu einem mächtigen Baume erwachsen wird, so wahr bin ich unschuldig!“ Das Mädchen wurde hingerichtet; der Zweig aber bekam Leben, wuchs und gedieh und wurde der Baum, der jetzt den Kirchhof schmückt. Da wo die Äste sich zur Laube ausbreiten, da waren an dem dünnen Zweige die Wurzelfasern, die wollen nicht in die Höhe, sondern streben immer seitwärts und nach unten und sind so knorrig, wie nur Wurzeln werden können.

#### 4. Braut und Bräutigam in der Ahlhorner Heide.

Strackerjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Oldenburg, 1867.

In der Ahlhorner Heide, eine kleine halbe Stunde von der Aumühle, findet sich eine Menge Hünensteine beieinander. Vornan stehen vier große Steine, dann folgen in zwei langen Reihen vielleicht siebenzig kleinere. Man nennt sie die Bisbeker Braut. Etwa drei Viertel Stunden davon findet sich eine ähnliche, aber noch größere Steingruppe, welche der Bräutigam genannt wird. Einst sollte ein Mädchen aus Großenkneten von ihren Eltern gezwungen werden, eines reichen Bauern aus Bisbek Sohn zu heiraten, obgleich sie einen anderen Jüngling liebte. Als nun die Braut mit ihrem Brautgesolge zur Hochzeit nach Bisbek zog und den Turm der Bisbeker Kirche erblickte, da betete sie, daß der liebe Gott sie lieber in Stein verwandeln möge, als daß sie zu der verhaßten Ehe gezwungen werde. Und so geschah es. Sowohl die Braut mit ihrem Gesolge als der Bräutigam, der ihr von Bisbek entgegen kam, mit dem feinigem stehen in Stein verwandelt da.

#### 5. Tilly in Oldenburg.

Nach Rätching: Tilly in Oldenburg und Mansfelds Abzug aus Ostfriesland. Oldenburg, 1890.

Gleich im Anfange jenes unglückseligen Krieges zwischen Katholiken und Protestanten, den wir den Dreißigjährigen Krieg zu nennen pflegen, schien es, als ob sich der ganze Lauf desselben durch Oldenburg und die benachbarten Länder wälzen wollte. Der protestantische Heerführer Mansfeld hatte sich nämlich 1623 in Ostfriesland festgesetzt, und Tilly, der Feldherr der Katholiken, zog gegen ihn heran. Noch zögerte letzterer mit dem Vormarsche, weil die Nachricht kam, daß Mansfeld nach Holland abziehen wollte; da traf ein Bericht ein, daß er Ostfriesland zu behaupten beabsichtigte. Nun ließ sich Tilly nicht länger halten. Am 2. September, einem Sonnabende, überschritt er die Grenze, um nach Wardenburg zu rücken, wo er 8 km südlich von der Hauptstadt ein festes Lager bezog. Er wählte eine geräumige Ebene,

welche nach Norden durch eine Hügelreihe Deckung bot. Das ist der Wardenburger Esch, welcher östlich an die Niederungen der Hunte stößt, im Südwesten von dem Dorfe Wardenburg umschlossen und jetzt von der Oldenburger Chaussee in gerader Richtung von Norden nach Süden durchschnitten wird. Hier ist Tillys Lager gewesen. Dem bestimmte, auf Überlieferung beruhende Aussagen älterer Leute des Dorfes bezeichnen noch eine im freien Felde liegende Einsenkung südöstlich von jener Hügelreihe als „Tillysche Tränke“; und am nördlichen Abhange wird mitten im hügeligen Gelände der sogenannte „Tanzmeister“ gezeigt, eine geebnete Stelle, auf welcher außerhalb des Lagers die Söhne des Mars nach dem Waffendienste Erholung suchten im fröhlichen Reigen mit den Schönen des Landes. Im Norden des Wardenburger Esch wurden menschliche Gebeine in größerer Menge gefunden; ebenso im Süden, wo auch Münzen zu Tage gekommen sind. Es wird auch erzählt, daß Tillys Zelt mehr nach Norden zu gelegen habe, daß die Soldaten im Dorfe nicht geraubt, sondern alles bezahlt hätten, eine merkwürdige Überlieferung, die mit den geschichtlichen Nachrichten übereinstimmt; aber die Kirche soll Tilly doch angesteckt haben.

Die Verpflegung des Heeres erfolgte aus dem besetzten Lande, wie es damals immer geschah, und Anton Günther, der damalige Graf von Oldenburg, bewies, daß er nicht umsonst wegen seiner guten Jahresabschlüsse bei den Heerführern ringsum bekannt war. Er lieferte nach Kräften Lebensmittel und Vieh; ja, beim Abzug des Heeres konnte er noch einen Überschuß von hundert Ochsen nach Köln versenden. Das persönliche Auftreten Anton Günthers im Lager trug gewiß sehr viel dazu bei, daß seine Untertanen wenig belästigt wurden. Tilly stellte ihm in Wardenburg zwei Schutzbriefe aus, von denen der umfassendere für ihn selbst bestimmt war, während der andere an die bedrängte Gräfin-Witwe nach Delmenhorst abging, ohne ihr freilich viel zu nützen. Denn schon als Tilly noch in Cloppenburg stand, zog viel Kriegsvolk durch Delmenhorst, um nach Bremen zu gelangen. Eine Rotte von achtzehn Mann überfiel einen Gutsherrn und prügelte ihn jämmerlich durch; sie nahmen mit sich, was sie tragen konnten, und das übrige zerschlugen sie. Weit schlimmer wurden die Belästigungen, sobald Tilly sein Lager in Wardenburg aufgeschlagen hatte. Da fielen trotz Schutzbrief und Schutztruppe streifende Rotten zu Hunderten in das Land, sie nahmen Futter und Mehl, erbrachen Kisten und Kasten und trieben von dem Vorwerke Hude eine ganze Herde Schafe mit dem Hirten weg. In den Dörfern bemächtigten sie sich der Rinder und Pferde und verlangten trotzdem Vorspann. In wenigen Tagen plünderten sie einige Vorwerke und viele Dörfer ganz

aus; die Häuser wurden in Brand gesteckt, die Leute davongejagt oder erschossen, und so groß war die Angst vor den Tillyschen, daß die erschossenen Einwohner nicht begraben werden konnten. Eine dauernde Plage blieb für Delmenhorst von nun an dicht an der Grenze die Besatzung von Wildeshausen, welche auch nach Tillys Abzug blieb und fortwährend Streifereien unternahm. Nicht viel anders verhielten sich übrigens in Delmenhorst die Dänen, welche doch befreundet waren. Ihre Mannszucht war durchaus ungenügend; die Lieferungen für die Küche der Gräfin Sibylla Elisabeth wurden von den Wagen gerissen, die Straßen zu Zeiten gesperrt und die Reisenden aufgehalten; der Bürgermeister mußte sein Haus räumen und dem Hauptmann der Kompagnie überlassen; alsdann wurde dasselbe durch einen Trommelschläger in den Straßen zum Verkaufe ausgerufen.

Während die Delmenhorster unter dem Drucke des Wardenburger Lagers seufzten, fanden lebhaftere Verhandlungen von Oldenburg aus mit Tilly, den Ostfriesen und den Abgesandten der Generalstaaten in Emden statt, um die Forderungen des Oberfeldherrn zu erfüllen, welche in zwei Punkten gipfelten: Mansfeld sollte Ostfriesland verlassen und diese Grafschaft frei von jeder fremden Besatzung dem Reiche erhalten bleiben.

Anton Günthers Geschicklichkeit und Versprechungen gelang es in der That, Tilly zum Abzuge zu veranlassen. Er brach sein Lager ab, am 23. September rückte er von Wardenburg fort, am 24. war er in Huntlosen, am 28. in Barnstorf, am 30. in Bahrenburg. Er war also drei Wochen auf oldenburgischem Gebiete gewesen.

## 6. Das Rathaus zu Bremen.

Zweites Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1883.

An der nördlichen Seite des Marktplazes in Bremen steht das ehrwürdige Rathaus. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet es sich sowohl durch die Schönheit seiner Formen als auch durch sein Alter aus. Schon im Jahre 1405, als das bisherige zwischen der Sögestraße, dem Liebfrauenkirchhof und der Obernstraße stehende Rathaus nicht mehr genügte, begann man seinen Bau, und im Jahre 1407 war das Hauptgebäude vollendet. Einzelheiten sind noch später vervollständigt, und die Ausrüstung im Innern ist nach und nach beschafft worden. So stand es da, schön und stattlich anzuschauen mit seinen mächtigen, fast 15 m hohen Mauern und dem weiten Dache, mit seinen schönen Spitzbogenfenstern und den zwischen denselben hervortretenden steinernen Figuren, mit seinem von zwölf Säulen getragenen Bogengange und der reich verzierten Galerie.

Zwar sah das damalige Rathhaus nicht ganz so aus, wie wir es jetzt sehen, allein in seinen Hauptteilen ist es doch geblieben, wie es war. Nur die nördliche Mauer hat man später durch einen häßlichen Anbau verdeckt und die südliche, dem Markte zugewandte Seite durch einen Prachtbau ausgeschmückt; die übrigen Veränderungen sind nicht von Bedeutung. Die Länge des Rathhauses beträgt 41 m und seine Breite 15 m. Die Hauptseite desselben grenzt an den Marktplatz, die Ostseite ist der Domkirche und die Westseite der alten Börse zugewandt. Die Nordseite ist theils durch einen zwischen dem Stadthause und dem Rathause aufgeführten Bau, theils durch angefügte Gerichtszimmer verdeckt.

An den beiden schmalen Seiten befinden sich drei hohe Bogenfenster und neben denselben vier aus Sandstein gemeißelte Figuren. Zwei schön gearbeitete Eingänge führen durch die dicken Mauern in das Innere des Gebäudes. Die Marktseite unseres Rathhauses wurde in den Jahren 1609 bis 1612 fast gänzlich verändert und so ausgebaut, wie wir sie noch jetzt sehen. Zwölf Säulen tragen eine mit vielen Figuren und reicher durchbrochener Arbeit geschmückte Galerie. Über dem zweiten Bogen, von der Börse an gerechnet, sieht man die Gluckhenne mit den Küchlein. Die vier mittleren Säulen, kräftiger als die anderen, bilden drei Bögen, auf denen ein prachtvoll ausgeführter Mittelbau ruht. Neben demselben an der offenen Galerie sind zwischen den Fenstern acht Sandsteinfiguren angebracht, welche den Kaiser und die sieben Kurfürsten darstellen. Krone, Reichsapfel und Scepter bezeichnen die letzte Figur nach Westen hin als den Kaiser. An dem mit Kupfer gedeckten Dache, dessen Ecken mit großen, aus Sandstein gearbeiteten Gestalten geschmückt sind, erheben sich drei stattliche Giebel, auf deren Spitzen ebenfalls steinerne Figuren stehen. Der mittlere Giebel erreicht eine Höhe von 24 m über dem Marktplatze.

Das Innere des Rathhauses besteht aus zwei Stockwerken. Die untere Halle, in welche man durch die beiden an der Ost- und Westseite liegenden Eingänge gelangt, enthält eine Anzahl Zimmer für verschiedene Behörden des bremischen Staates. Vermittels einer neben der westlichen Thür liegenden Wendeltreppe kommt man in die obere Halle. Der weite Raum zeigt uns noch jetzt die Ausdehnung, welche das Rathhaus zuerst hatte, ehe man es nach Norden hin vergrößerte. Die hohe, flache Decke ruht auf fast 17 m langen Balken, die ohne jede Säulenstütze, nur an den Seiten durch andere Balken verstärkt, in der Mitte frei schweben. Die großen Bäume zu diesen Balken sollen in einem längst verschwundenen Walde bei Hastedt gewachsen sein. Unter der Decke sieht man die Bildnisse deutscher Kaiser.

Rechts nach der Marktseite hin steht die im Jahre 1612 erbaute Güldenammer, die ihren Namen von den schönen vergoldeten Tapeten,

mit denen man sie ausschmückte, erhalten hat. Der reich verzierte Eingang zu derselben (Portal) und die neben ihr zu dem oberen Raume, dem alten Archiv, führende, mit prachtvollem Schnitzwerk versehene Wendeltreppe verdienen ihrer Schönheit wegen besondere Beachtung.

Geradeaus nach der Seite des Doms sieht man die hohen Spitzbogenfenster mit den schönen Glasmalereien und links daneben die Marmorstatue des im Jahre 1857 gestorbenen Bürgermeisters Smidt. An der nördlichen Wand befinden sich verschiedene Gemälde. Das große Bild über der Statue stellt das Gericht Salomos dar, wovon uns im 1. Buch der Könige erzählt wird. Neben der Abbildung eines Hauses zu Antwerpen, welches früher Eigenthum des Hansabundes war, sieht man verschiedene Bilder von Fischen, die in unseren Gewässern selten zu erscheinen pflegen; das größte von ihnen ist die getreue Abbildung eines jungen Walfisches, der am 8. Mai 1668 in der Lesum erlegt wurde. Dann folgt Kaiser Karl der Große und Willehad, der erste Bischof von Bremen, welche zwischen sich die Domkirche tragen. An der linken Seite der Wand befindet sich seit Dezember 1884 ein großes Ölgemälde mit prachtvollen Randverzierungen in Holzschnitzerei. Dasselbe ist von Bremer Bürgern der Stadt geschenkt worden. Es stellt die Schlacht bei Loigny — 2. Dezember 1870 — dar, an deren für die Deutschen siegreichem Ausgange das Bremer Bataillon einen hervorragenden Anteil hatte. Ferner sehen wir auf einem Tische unter Glas das Modell des ehemaligen Admiralschiffes der deutschen Kriegsflotte. Die unter der Decke hängenden Schiffe sind Modelle von Kriegsschiffen und von dem ersten Dampfer, welcher von der Weser nach Amerika fuhr.

Die untersten Räume des Rathauses, in denen allerlei Weine vom Rhein aufbewahrt werden, bilden den weit und breit bekannten Ratskeller.

Als das Rathaus in den Jahren 1405 bis 1407 gebaut wurde, führte man über die Kosten genaue Rechnung. Die Bücher, in denen die Ausgaben verzeichnet wurden, sind noch vorhanden, und wir können daraus sehen, wieviel die Arbeiter damals verdienten. Nach jetzigem Reichsgelde umgerechnet, betrug der Tagelohn der Maurer- und Zimmermeister 14 bis 18 Pfennige, doch erhielten sie nach Vollendung ihrer Arbeit ein größeres Geschenk. So bekam der Bildhauermeister das erste Jahr 30 Mark und das zweite Jahr 15 Mark als Geschenk. Die Gesellen verdienten täglich 10 bis 15 Pf., ein Arbeitsmann 5 bis 6, höchstens 8 Pf. Das war nun freilich wenig, allein sie konnten doch für das wenige Geld schon manches kaufen. So bekam man einen Schinken schon für 10 Pf., ein Paar Schuhe für 10 bis 17 Pf., einen Schubkarren für 18 Pf., einen Hunt Torf für 80 bis 85 Pf.

und einen ganzen Ochsen konnte man für 4 Mark 25 Pf. kaufen. Das waren schöne Zeiten.

## 7. Die Weihnachtsflut im Jahre 1717.

v. Salem: Geschichte Oldenburgs. 1788.

Die Weihnachtsflut an der unteren Weser im Jahre 1717 trug sich nicht in einer Zeit zu, in welcher man gewöhnlich hohes Anwachsen des Wassers zu befürchten hat. Nur bei Neu- und Vollmond, da Springfluten sind, pflegt man vor Deichbrüchen besorgt zu sein. Indes ward der Wind 24 Stunden vorher Südwest, ein Wind, der das Wasser aus dem Atlantischen Meere durch den Kanal in die Nordsee treibt und immer großen Anwachs des Wassers besorgen läßt, wenn er sich demnächst aus Südwesten nach Nordwesten dreht. In diesem Falle kann das Wasser nicht sobald durch den Kanal dringen, sondern wird mit großer Gewalt gegen die Küsten getrieben. So geschah es jetzt. Der Wind drehte sich am 24. Dezember mit Sonnenuntergang nach Nordwesten. Der Sturm nahm in dieser Christnacht gewaltig zu. Die See lief mit einer solchen Geschwindigkeit auf, daß sie einem auf Feuer siedenden Topfe glich, welcher schleunig überläuft. Solcher Empörung der Natur vermochten die schwachen Deiche nicht zu widerstehen.

Alle Bewohner der an der Nordsee belegenen Marschen wurden um und nach Mitternacht schrecklich aus ihrer Ruhe gestört.

In Butjadingerland zerrissen die Deiche etwa um 3 Uhr früh, und in Zeit von einer Viertelstunde schwoll das Wasser auf 2, 3, ja 4 m über das niedrigste Land. Das Vieh in den Häusern ertrauf meistens gleich. Die inneren und äußeren Wände der Gebäude wurden zerschmettert, Betten, Kisten, Laden zerstoßen und weggespült. Viele Menschen ertranken in den Betten oder auf den Bettstellen oder Schränken, wohinauf sie sich geflüchtet hatten; viele flohen halbnackend mit einigen der Ihrigen (andere mußten sie den Wellen überlassen) auf die Böden und Dächer und fanden oft auch hier nicht Rettung. Denn viele Häuser wurden durch das hohe Wasser ganz weggerissen, da dann die Geflüchteten entweder herunterstürzten und gleich ihren Tod in den Fluten fanden oder auf Stücken Holz oder Dachtrümmern umher schwammen und nackend und naß, wie sie waren, erfroren. Widerstanden aber auch die Häuser der But der Wellen, so kamen manche doch auf ihren Böden oder auf den Gipfeln der Dächer, wohin sie geflüchtet waren, vor Frost, Hunger und Durst ums Leben; denn die wenigsten hatten bei der ängstlichen Flucht an das Mitnehmen von Lebensmitteln gedacht. Die meisten Viktualien waren also weggeschwemmt, und das Wasser, welches sie hatten, war untrinkbar.

Rührend ist die Geschichte mancher Geretteten. Der Pastor Gleimius flüchtete mit Frau und fünf Kindern, bis unter die Arme durchs Wasser wattend, im bloßen Hemd in die Höhe. Zum Glück trieben ihnen zwei Brote zu, womit sie den dringenden Hunger stillen konnten. Erst am vierten Tage wurden sie von dort mit einem Boote gerettet.

Unglücklicher war der Pastor Fischer zu Altens. Seine Frau mit drei Kindern ertrank, und seine dreiundachtzigjährige Mutter ward tot am Ofen hangend gefunden. Er selbst war auf eine Bettstelle gestiegen und sein ältester Sohn auf ein hohes Bett gekrochen, wo sie, nachdem sie über sechs Stunden bis an den Leib im Wasser gefessen, gerettet wurden.

Noch wunderbarer war die Rettung zweier Kinder des Pächters Cornelius Meiners zu Blexer-Sande. Der Vater hatte sich mit den zahlreichen Seinigen bei einbrechendem Wasser auf den Boden geflüchtet. Die Flut riß bald das Haus nieder, und Vater, Mutter und Kinder wurden ein Raub der Wellen. Einer der Söhne, ein junger, starker Bursche, hatte das Glück, ein Stück Strohdach zu gewinnen, womit er bei stockfinsterner Nacht mit bloßen Beinen davon schwamm. Bei anbrechendem Tage merkt er an den Kirchtürmen, die er hinter und vor sich erblickt, daß er mitten auf der Weser fährt. Der Wind treibt ihn bald nach dem Lande Wührden, bald mit der Ebbe wieder nach der See hinab. Die Kälte wird indes unleidlicher. Er wäre erfroren, hätte ihm nicht eine Welle ein Stück Kleides zugeworfen, das er für seiner Schwester Rock erkennt und um die erstarrten Beine schlägt. Jetzt stößt sein Schiff an ein Stück des zerrissenen Wührder Deiches. Er sammelt seine Kraft, springt hinab und erreicht glücklich den Deichhügel. Aber auch hier sieht er rings um sich her nur Wasser und nicht fern von da einige Menschen auf Bäumen sitzend. Erst gegen Abend erscheint ihm ein Rettungsboot von Deedesdorf. Er kann noch rufen und wird eingenommen. Wie das Boot am Deich entlang fährt, erblicken sie am Abhang eine Person im äußersten Glend. Sie nahen sich ihr; es ist des Geretteten Schwester, welche auf eben die Art auf einem Stück Strohdach über die Weser geführt war. Beide wurden von dem Kapitän Kellers freundlich aufgenommen, und beide genasen.

Man würde mehrere ähnliche Geschichten sammeln können, und gewiß hätte man hier Gelegenheit, rührende, herzerreißende Szenen und die traurigsten Lagen, worein Menschen geraten können, zu schildern.

Man denke sich dürstende Kinder, wie sie ihre Väter um Wasser anflehen und mit wenigen Tropfen Regenwassers, das in Schürzen und Bettüchern aufgefangen war, genährt werden. Man denke sich

Mütter, wie sie mit dem einen Arm am Balken hängen, unter dem anderen ihre geretteten Kinder halten, jetzt ermüden und sinken. Und nicht bloß Hunger und Durst und Wasser drohten hier den Unglücklichen. Unter gar mannigfaltigen Gestalten erschien hier Tod, Elend und Rettung. Man sah durch etliche Dörfer brennende Haustrümmer fahren, worauf drei an Händen und Füßen verbrannte Menschen um Rettung schrieen. Nicht nur schrieen sie vergebens, sondern man fürchtete die brennenden Trümmer, welche bei Havendorf zu landen und andere mit Wasser umflossene Häuser in Flammen zu setzen drohten.

Doch vielleicht war ich schon zu weitläufig. Vielleicht hätte ich mich begnügen können, zu sagen, daß bei dieser Flut in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überhaupt zweitausendvierhundert-  
einundsiebzig Menschen ihr Leben einbüßten, daß man die Zahl des ertrunkenen Hornviehes und der Pferde auf viertausendzweihundert-  
achtundzwanzig schätzt, daß neunhundertdreiundvierzig Häuser nebst sieben Schulen zerstört wurden, daß in dieser Nacht und in den nächstfolgenden Monaten einundzwanzig Hauptbraken und fünf Siele einrissen, und daß die Erzeugung des Schadens, welchen allenthalben die Deiche erlitten, die Kräfte der Eingefessenen überstieg.

Die Kirche zu Blexen, welche reichlich 2 m höher steht, als die Flut stieg, ist in Butjadingerland die einzige, worin an allen drei Weihnachtstagen gepredigt worden.

Butjadingerland hatte natürlich am meisten gelitten, darnach Stadland, die Marschvogteien, Barel, Jade und Neuenburg. Die Hunte schwoll dergestalt, daß selbst die Gegend um die Stadt Oldenburg einem See glich und das Wasser auf dem Stau in die Häuser drang.

In Oldenburg wurden natürlicherweise gleich alle Fahrzeuge, deren man habhaft werden konnte, mit Lebensmitteln ausgesandt, um die auf den Häusern und Bäumen sitzenden, halb erfrorenen und verhungerten Menschen zu retten. Auch die Stadt Bremen sandte Boote mit Brot, Bier und Speck aus. Aber auch von diesen wurden einige durch den Ungestüm der Fluten umgeschlagen. Überhaupt war die Zahl der Boote der Not nicht angemessen, und ohne sie konnte man doch nicht von einem zum anderen kommen, weil, wenn sich das Wasser auch auf kurze Zeit verlief, das Land doch bei jedem West- und Nordwestwind wieder überschwemmt ward. Am 28. Dezember, am Tage nach dem Weihnachtsfeste, legte sich der Wind einigermaßen, und die Sonne blickte tröstend durch die Wolken. Jetzt konnten wenigstens die Rähne allenthalben ihren sicheren Lauf nehmen und Rettung bringen, wo Rettung not war. Kam ein Schiff voll Geretteter in Flecken und Städten an, dann wetteiferten alle Einwohner in dem Bestreben, ihnen

gütlich zu tun. Andererseits aber benutzte auch viel Gefindel das allgemeine Unglück zu unerlaubtem Gewinn und raubte, statt zu retten.

Allmählich verlor sich das Wasser völlig, und nun erst zeigte sich die beklagenswerte Gestalt des Landes in ihrem ganzen Umfange. Nun erschienen die zerrissenen Deiche, die menschenleeren, öden Dörfer, die zertrümmerten Gebäude, das zerstreute Gerät, die Nase des unzähligen ertrunkenen Viehes und, was das traurigste war, die Tausende von Leichen umgekommener Menschen. Den Übriggebliebenen fehlte es an Feuerung, an Betten, an Kleidung, an Wohnung, an allem. Sie verlebten ein trauriges Jahr.

## 8. Die Stadt Oldenburg um 1800.

Emil Pleitner: Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Klein und unbedeutend war die Hauptstadt des Oldenburger Landes, wie sie sich im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, in der Regierungszeit des Herzogs Peter, den Blicken der Reisenden darbot.

Von Norden aus, auf dem Wege von Rastede her, nähern wir uns der Stadt. Langsam nur kommt der Wagen in dem tiefen Sande vorwärts. Schon steigen in der Ferne der Schloßthurm und der Turm des Lappan auf, die beiden einzigen Türme, die die Stadt aufzuweisen hat. Vorbei an der niedrigen Mauer des Gertrudenkirchhofs, vorbei an der Kirchhofsklinde, vorbei an den Weiden, die der Herzog eben für die Pferdemärkte herrichten läßt, kommen wir an das Heiligengeisttor und durch dasselbe.

Nun sind wir in der Stadt. Wollen wir die lange Straße entlang gehn oder über den Wall? Der eigentliche Wall freilich ist bis auf einige Reste abgetragen, und an seine Stelle sind Anlagen getreten. Aber einladend sind sie nicht. Schweine und Ziegen treiben sich darin herum, und die böse Oldenburger Jugend schneidet aus den jungen Bäumen und Sträuchern Stöcke. Wir ziehen es deshalb vor, in die Stadt selbst zu gehn. Aber wir tun gut, unsere Neugierde zu zügeln und vor die Füße zu sehen, denn das Pflaster ist schlecht. Hier und da sind Bänke vor den Häusern angebracht, Treppen und Vorbauten — „Ausluchten“ — gebaut, Bäume angepflanzt und sogenannte Drecksästen aufgestellt. Wie wird es hier erst am Abend sein? Zwar sehen wir hier und da Straßenlaternen stehn, aber wir können uns ungefähr vorstellen, wie es mit ihrem Lichte bestellt sein wird. Ihre Kästen sind aus Blech, und nur zwei ihrer kleinen Blechscheiben haben ein rundes Loch mit einem Stücke Glas daran. Aber sehen wir uns einmal die Häuser an. Sie sind niedrig und einstöckig, einige wenige stattliche Häuser ausgenommen. Die meisten Häuser haben mächtige

Einfahrtsthüren. Klein sind die Fenster, mit denen das Haus nach der Straße hinaussehauet. Hier und da hängt ein Stiefel über der Thüre, ein Hufeisen, ein Schlüssel, ein hölzerner Käse, eine Teebüchse oder etwas ähnliches; das ist das Aushängeschild. Kopfschüttelnd betrachten wir das Mauerwerk. Alle Häuser sind in Fachwerk gebaut. In welcher Gefahr schwebt die Stadt, wenn einmal Brand ausbrechen sollte! Aber einer der Bürger, dem wir unsere Besorgnisse schildern, weiß uns zu beruhigen. Er führt uns in sein Haus, zeigt uns auf dem Boden den Brandeimer, der mit der Nummer des Hauses versehen ist, und erzählt uns von den zahlreichen Einrichtungen, die Oldenburg getroffen hat, die Stadt vor Feuergefahr zu bewahren.

Die Langestraße führt uns an dem dreieckigen Rathause vorbei, das der unvergessene Anton Günther hat bauen lassen. Wir erreichen den Marktplatz, der erst kürzlich seine jetzige Größe erhalten hat. Der alte Kirchhof, der früher die Kirche umgab, ist eingegangen; wo früher der Grabgesang erklang, da hört man jetzt das Feilschen der Marktleute. Wir betrachten uns den Markt näher. Da sehen wir den unförmigen, hölzernen Glockenturm, in dem die Glocken hängen, und den Schandpfahl oder „Raak“, an dem Übeltäter ausgestellt werden, damit sie den Kirchgängern zum abscheulichen Beispiele dienen.

In der Nähe der Kirche ist das Gymnasium, wie die alte Lateinschule seit 1792 genannt wird. Einladend sieht es nicht aus. Die Klassen sind niedrig und dunkel; vielfach kann man nur durch ein anderes Klassenzimmer den Zugang erreichen. Je zwei Klassen haben nur einen Ofen. Da unter der ersten Klasse die Küche des Nebenhauses ist, so herrscht hier oft ein solcher Rauch, daß der Unterricht ausgesetzt werden muß. Die Enden der Balken sind angefault, und das ganze Gebäude ist geradezu lebensgefährlich.

Wir gehen weiter und wenden uns dem Schlosse zu, das hoch über die niedrigen Gebäude der Stadt hinwegragt. Es ist bei weitem nicht so groß wie das heutige Schloß. Der Flügel am Walle fehlt, und wo jetzt der neue Anbau steht, da sieht man einen schmucklosen Bau aus der dänischen Zeit. Aber dem Herzoge Peter bietet es Raum genug. Im Erdgeschoße hat er sogar der Bibliothek, die er vor zehn Jahren in Hannover angekauft hat, sowie der neubegründeten Gemäldesammlung Zimmer eingeräumt. Wir sind jetzt in der Nähe des Dammtores und stanno noch dem „blauen Hause“, der Haltestelle der Post, einen Besuch ab. Es ist mit Schiefer gedeckt; daher der Name. Eben kommt die Post von Bremen an. Es ist ein Ereignis; denn nur zweimal in der Woche kann man nach Bremen fahren. Ein Vergnügen aber ist es nicht, und eben wird erzählt, daß auf den schlechten Wegen zwischen Oldenburg und Delmenhorst der Postwagen umgeworfen worden

ist. Wir verzichten also auf das Vergnügen für 1 Rt. 18 Grote — für jene Zeit eine große Summe — nach Bremen zu fahren, gehn in die Stadt zurück und machen einen Rundgang um die Wälle. Da, wo der Wall auf einem mächtigen Bogen die Gunte überschreitet, in der Nähe der jetzigen Post, nehmen wir eine Weile Platz auf einer Bank. Über die weiten Guntwiesen schweift der Blick in die Ferne, wo der Kirchturm von Berne sichtbar wird. Vorbei an dem alten Schlosse führt uns der Weg an jene Stelle, wo der erste Herzog, Friedrich August, vom Schlage getroffen, sterbend zusammenbrach. Noch stehen an dieser Seite des Walles keine Häuser. Jenseits des Stadtgrabens breitet sich eine sumpfige Niederung aus, die Dobben. Nicht lange, und wir haben das Heiligengeistthor wieder erreicht, rufen dem brummigen Torschreiber einen fröhlichen Abschiedsgruß zu und verlassen die Stadt.

## 9. Der Domshof zu Bremen.

Zweites Bremer Lesebuch. B. 5. Aufl. Bremen, 1883.

Unter den öffentlichen Plätzen der Stadt Bremen ist der Domshof der schönste und größte. Er ist von ansehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte desselben befindet sich ein etwas erhöhter, länglich-runder, mit festgestampftem Wesersand geebener Platz, der mit Saumsteinen eingefast und etwa 150 Schritte lang und 55 Schritte breit ist. Rings um diesen innern Raum führt ein gepflasterter Fahrweg, und vor den Häusern sind schöne breite Trottoirs.

In früheren Zeiten sind auf dem Domshof oft ritterliche Kampfspiele oder Turniere gehalten worden; auch zu großen, festlichen Aufzügen wurde er vielfach benutzt, namentlich wenn mächtige Fürsten Bremen mit ihrem Besuch beehrten, oder wenn ein neugewählter Erzbischof seinen Einzug hielt.

Oftmals ist aber auch der Domshof der Schauplatz bürgerlicher Unruhen gewesen, ja selbst Hinrichtungen schwerer, zum Tode verurteilter Verbrecher haben hier stattgefunden. So wurde die Giftmischerin Gesche Margarete Gottfried im Jahre 1831 auf einem hohen Schafott, welches vor dem St.-Petri-Waisenhause stand, enthauptet.

Jetzt dient der weite, schöne Platz noch oft zur Ausstellung großer Festzüge, die entweder hier ihren Anfang nehmen oder auseinandergehen. Zur Feier eines vaterländischen Gedenktages pflegen auch wohl die Soldaten auf diesem Raume eine große Parade zu halten.

Der Domshof ist seiner weiten Ausdehnung wegen ganz vorzüglich dazu geeignet, eine große Menge von Verkaufsgegenständen nebeneinander auszubreiten, damit die Käufer sie bequem überschauen können.

Daher werden auf demselben auch die großen Holzmärkte abgehalten. Am Sonnabend vor Ostern und am Sonnabend vor Pfingsten, sowie auch noch an zwei Montagen im Juni und Juli kann man hier eine Menge von Holzsaen zum Verkauf aufgestellt sehen, die zu den verschiedensten Zwecken verwendbar sind. Da findet man für Haus und Küche allerlei notwendige Dinge: Waschröge, Eimer, Baljen, Bürsten, Leitern u. s. w. Da liegen neben den Schubkarren und kleinen Wagen gewaltige Haufen von Bohnenstangen, und neben den Gartenbänken und Stühlen sind viele hölzerne Spielsachen ausgebreitet.

Aber einmal im Jahre kennt man den Domshof fast nicht wieder. Ganz verändert sieht er aus, wenn im Freimarkt eine Bude neben der anderen erbaut ist, und man möchte meinen, daß in unglaublich kurzer Zeit dort eine kleine Stadt entstanden wäre. Bude reiht sich an Bude, und zwischen denselben bilden sich bequeme Gassen. Hunderte, ja Tausende von Leuten wandern dann die Reihen auf und ab, um all die schönen Sachen, die in so verlockender Weise ausgestellt sind, zu besehen und vielleicht einige davon zu kaufen. Auch für den Feinschmecker ist gesorgt durch die vielen Kuchenbuden; und auch diejenigen, die gern ihren Augen eine Freude machen, finden in den Schaubuden allerlei Sehenswertes.

Die Kinder eilen aber gewiß zuerst nach dem Karussell, um dort das weitausgreifende Pferd oder den grimmigen Löwen zu besteigen und mit dem Degen Partie zu stechen. Kleinere Mädchen setzen sich jedoch lieber in einen Wagen und fahren aus, während der große Bruder reitet. Das ist ein Vergnügen!

Aber wie bald sind die schönen Freimarktstage zu Ende! Die Buden werden ebenso schnell, wie sie aufgebaut wurden, auch wieder abgebrochen. Die ganze Herrlichkeit ist verschwunden, und der weite, schöne Domshof zeigt nun wieder seine frühere Gestalt.

## 10. Eine Dampfschiffahrt nach Bremerhaven.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Seitdem die Eisenbahn Bremen mit Bremerhaven verbindet, macht man die Reise von einer dieser beiden Städte nach der anderen gewöhnlich zu Lande. An schönen, warmen Sommertagen zieht jedoch mancher für diese Fahrt das Dampfschiff vor. Freilich dauert die Reise dann etwa dreimal so lang; aber sie ist dafür auch viel angenehmer. Zwar sind die Ufer der Unterweser längst nicht so schön wie die der Oberweser; wir treffen weder Berge noch Wälder; dennoch erfreuen uns mannigfache Abwechslungen.

Von Bremen aus dampfen wir zuerst an dem Dorfe *Woltmershausen* (am linken Weserufer) vorüber; dann sehen wir rechts in einiger Entfernung vom Weserdeiche das Kirchdorf *Walle*; links erblicken wir die *Rablinghauser Kirche*, welche fast ganz durch eine Reihe stattlicher Linden verdeckt wird. Derselben gegenüber, am rechten Ufer, befindet sich der Eingang zu dem Freihafen und dem Hafen am „*Waller Wied*“. Zur Linken folgt alsdann *Lankenau*, zur Rechten das Kirchdorf *Gröpelingen*. Dieses liegt auf einer Düne, welche sich in nordwestlicher Richtung fortsetzt.

Jetzt wendet sich unser Schiff nach Norden, und bald sind wir an der „*Langen Bucht*“. Dieselbe können wir aber nicht mehr befahren, sondern müssen die neue Weserstrecke benutzen, welche in fast gerader Richtung von *Lankenau* bei *Seehausen* vorbei nach *Hafenbüren* läuft. Die Ausgrabung dieses neuen Weserbettes, mit der Hunderte von Arbeitern mehrere Jahre beschäftigt waren, ist im Jahre 1885 vollendet worden.

Zur Rechten liegt uns nun *Oslebshausen*. Dieses Dorf hat eine sehr freundliche Lage; an der *Gröpelinger Seite* erblicken wir die Anhöhen der Düne, weiter stromabwärts ein kleines Gehölz, dazwischen hübsche Landhäuser mit schönen Gartenanlagen, im Hintergrunde die Strafanstalt mit ihren schlanken Türmen.

*Seehausen* ist eins der ältesten Dörfer des bremischen Gebiets; seine kleine Kirche wurde vor etwa 700 Jahren erbaut. Bald sehen wir zur Linken das oldenburgische Dorf *Alteneesch* im *Stedingerlande*, zur Rechten *Mittelsbüren* mit der *Mutterlosen Kirche*. Dieselbe führt diesen Namen, weil sie weit ab von ihrer Mutterkirche, der Kirche von *Alteneesch*, liegt.

Nach Nordosten hin eröffnet sich uns jetzt eine hübsche Aussicht. Vor uns liegt die große „*Fläche des Werderlandes*“; dieselbe wird nach Osten hin von dem Kirchdorfe *Grambke* und von *Burg*, gegen Norden von *Lesumbrook* am Deiche der *Lesum* begrenzt. Jenseit der *Lesum* liegt auf einer Anhöhe die *Lesumer Kirche*, deren schlanker Turm uns schon von *Lankenau* aus sichtbar war. *Lesumbrook* gegenüber liegt das liebliche *St. Magnus*. Auf dem hohen Ufer der *Lesum* erblicken wir eine Reihe stattlicher Landhäuser, umgeben von herrlichen Gartenanlagen und Baumgruppen.

Wir fahren an *Niederbüren* vorbei und nähern uns dem freundlichen Städtchen *Vegeesack* am rechten Weserufer. Die Weser nimmt hier auffallend an Breite zu; von der linken Seite ist sie durch die *Dchtum*, von der rechten durch die *Lesum* gespeist worden.

Die Schiffsglocke ertönt; unser Schiff bewegt sich langsamer und immer langsamer vorwärts. Jetzt hat es den Anleger erreicht. Mehrere



Passagiere steigen aus, andere steigen wieder ein. Die Schiffsglocke gibt das Zeichen zur Abfahrt; das Rauschen der Räder beginnt von neuem, und das Schiff setzt sich wieder in Bewegung. Unser Blick bleibt auf das steile, hohe Flußufer zur Rechten gerichtet, das mit hübschen Gartenanlagen geschmückt ist. Bald aber wird das Ufer flacher, und unser Blick reicht wieder weiter; rechts vor uns liegt das von Bremern häufig besuchte Kirchdorf Blumenthal mit seinem schönen Gehölz.

Begefac war der letzte bremische Ort; von jetzt an haben wir rechts preussisches, links oldenburgisches Gebiet. Unter den Ortschaften, die wir von hier bis Bremerhaven noch berühren, sind die beiden oldenburgischen Städte Elsflath an der Mündung der Hunte und Brake die bedeutendsten.

Die Weser nimmt allmählich an Breite zu. Nicht weit von Bremerhaven entfernt, treffen wir die größte Weserinsel, die Luner Plate, bekannt durch ihre Fettweiden. Diese Insel gehört größtenteils zum Großherzogtum Oldenburg. Nachdem wir die Insel hinter uns haben, suchen unsere Blicke das Ziel unserer Reise, und siehe da: dort zeigt sich der Mastenwald! Bremerhaven liegt vor uns.

Je mehr wir uns demselben nähern, desto unruhiger wird das Wasser. Ein frischer Nordwind wälzt von Zeit zu Zeit eine Welle so heftig gegen das Schiff, daß ein regenähnlicher Guß über das Vorderdeck schlägt.

Bald haben wir die Mündung der Geeste erreicht; unser Schiff wendet sich und läuft in diesen Fluß ein.

Die Schiffsglocke verkündet unsere Ankunft.

Wir verlassen das Schiff und eilen zunächst an den Hafen. Da liegen die mächtigen, stolzen Seeschiffe! Wie große schwimmende Häuser erscheinen sie uns. Einige von ihnen sind mehr als dreimal so lang als das Rathaus zu Bremen.

Ein reges Leben herrscht überall am Hafendamm. Hier sind Hafenarbeiter beschäftigt, ein Schiff zu löschen, dort, eins zu beladen. Matrosen aus den verschiedensten Ländern und Völkern sind hier anzutreffen: Engländer, Amerikaner, Spanier, Franzosen, Russen, Italiener, selbst Türken und Neger.

Die Stadt Bremerhaven gehört zu den jüngsten unter den deutschen Städten. Sie wurde erst 1827 durch den Bremer Bürgermeister Johann Schmidt gegründet.

## II. Am Jadebusen.

Bucholz: Aus dem Oldenburger Lande. Oldenburg, 1889.

Es ist zur Ebbezeit. Eine graue Fläche breitet sich vor uns aus, theils Sand, theils fetter Schluff, in dem die Sonne sich spiegelt. Keine

Spur von Vegetation, nur Haufen von Algen oder Seegras, welche die Miesmuschel mit einem Gewirr von Fäden übersponnen hat, liegen hier und dort zerstreut, wo der Zufall der Wellenbewegung sie gerade hingetragen hat. Noch strömt in zahlreichen Riefen, wie das Blut aus dem Ader-system zum Herzen, das Wasser der Mitte zu, an deren tiefster Stelle es sich sammelt. Aber den Schiffen, die noch mit günstigem Fahrwasser über den feichten Grund zu den Sielen zu gelangen hofften, ist das tragende Element bereits unter dem Riele verlaufen, und geduldig legen sie sich auf dem Trocknen zur Seite. Alles ruht wie im Banne des Todes. Schweigsam lassen sich Scharen von Strandvögeln auf dem Abzugsplatze nieder, welchen die Ebbe ihnen gedeckt hat, die Silbermöwen mit dem weichen Gefieder und dem grauen Kopfe, die kleine Seeschwalbe mit den zierlich geschweiften Flügeln, die rotbeinigten Austerfischer, die Tüten und die Regenspeifer mit dem goldnen Krage am Halse und der flötenden Stimme, mit welcher sie dem Landmanne den Regen künden, und die auch der Städter kennt, wenn sie im Frühjahre oder Herbst auf ihren Wanderzügen nächtlicherweile die Stadt umkreisen, deren Gaschein sie anlockt. Allerlei Getier hat das ablaufende Wasser überrascht, ängstlich rennen verspätete Krebse hin und her, um in irgend einer Spalte einen Unterschlupf zu finden; es wimmelt auf dem feuchten Sande und dem Schlamme von Würmern und klaffenden Muscheln, und auch der Mensch darf nicht fehlen, um an dem Raubzuge teilzunehmen, der auf der entblößten Fläche tagaus, tagein gegen das niedere tierische Leben bereitet wird. Jene dunklen Punkte, die mit bedeutender Schnelligkeit über das Watt sich fortbewegen, sind Schlitten, auf deren Brett ein Mann mit dem Knie sich stützt, während er mit dem freien Beine hinten ausholend das Gestell vorwärts schiebt. In jenen aus Weiden geflochtenen Zäunen, die in einen spitzen Winkel zulaufen und in einen zweiten kleineren Korb endigen, zappeln Garneelen und Butte, die zur Flutzeit behaglich auf dem Meeresgrunde lagen und durch das zurückströmende Wasser in die Fänge geführt sind, aus dem der arglistige Fischer jetzt seine Beute herausholt.

Bald aber wechselt die Szenerie. An der Grenze der Südsee hat sich der Wellenberg erhoben, der mit rasender Geschwindigkeit den Indischen Ozean durchheilt, um das Südkap Afrikas in den Atlantischen tritt, jetzt an den Küsten Neufundlands brandet und zurücklaufend durch den Kanal und um Schottland herum in der Nordsee sich vereinigt, um mit geminderter Kraft in die Buchten und Strommündungen einzutreten. Wie ein frischer Luftzug durchweht es die Atmosphäre, ein rauschender Ton geht hoch oben durch die Luft. Auf den tiefer gelegenen Watten am Rande der See zeigt sich weißer Schaum, und

näher und näher steigt die Flut durch die enge Öffnung in den Busen, zuerst gierig in unregelmäßigen Windungen die Rinnen und Meeresbäche anfüllend und dann langsamer über die ebenen Ufer nach allen Seiten sich ausbreitend. Die Regenpfeifer eilen raschen Laufes dem Strande zu, und gesättigt flattern die Möwen in die Luft. Jetzt erwacht das ungezählte Volk der kleinen Seetiere, das tief verborgen in Sand und Schlick der Ruhe der Erwartung gepflegt hatte. Wie freudig drängt und schaukelt es sich in dem belebenden Strome, den das gütige Meer über das abgestorbene Wattensfeld von neuem ergießt. Schon hat die Flut das zurückgebliebene Schiff erreicht, es legt sich gerade, ein Ruck, und es hebt sich, und es wird Zeit, den Anker zu lichten und die Segel zur Weiterfahrt einzusetzen. Alles Land ist verschwunden, und das Wasser hat Besitz ergriffen von dem Gebiete, das soeben noch feste Erde zu sein schien.

## 12. Ein bremisches Bauernhaus.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

In früherer Zeit war unser Land noch nicht durch hohe Deiche geschützt wie jetzt. Fast in jedem Frühjahr wurden dann die Ländereien vom Wasser überschwemmt. Um sich gegen das Wasser zu schützen, erbauten unsere Vorfahren ihre Wohnungen auf kleinen Anhöhen (Warfen). Auch jetzt steigt das Wasser der Weser zuweilen noch so hoch, daß es über die Deiche läuft, ja, bei Hochwasser können sogar die Deiche brechen, und dann wird das Land überflutet wie früher. In den niedrig gelegenen Gegenden unseres Gebiets werden daher die Häuser noch auf Warfen erbaut.

Gar stattlich sehen auf dem Lande die hochgelegenen Bauernhäuser aus. Es sind große einstöckige Gebäude, meistens mit Stroh oder Rohr gedeckt. Ein großer gewölbter Torweg führt auf die geräumige Lehm-diele. Über der Thür findet man häufig eine Inschrift; denn unsere Vorfahren hatten die schöne Sitte, das Haus mit einem passenden Spruche zu zieren. An der einen Seite der Diele sind die Ställe für das Hornvieh, auf der anderen Seite die Pferdeställe eingerichtet. Aus diesen Ställen führen neben der Hauptthür zwei kleine Thüren ins Freie. Im hinteren Teile des Hauses befinden sich die Wohn- und Schlafräume für die Familie. Die Schlafräume wurden früher nur durch verschließbare Bretterverschläge (Alkoven — Kojen) gebildet, welche sich in der Wohnstube zur Seite des Ofens befanden. Das sind aber ungesunde Räume zum Schlafen, weil dieselben nicht ordentlich gelüftet werden können. Jetzt werden meistens geräumige Kammern als Schlafstätten

benutzt. Die Dienstboten schlafen in Alkoven oder in kleinen Kammern neben der Diele.

Eine Küche gab es früher in einem bremischen Bauernhause nicht; statt derselben diente das „Flett“ (die Bordiele) mit dem Feuerherd in der Mitte. Das Flett war früher mit kleinen runden Steinen gepflastert, die so gelegt waren, daß sie regelmäßige Figuren bildeten. Von dem Flett aus führte nach jeder Seite des Hauses eine kleinere Tür (die „Seitentür“) ins Freie. Diese beiden Türen finden sich noch jetzt; die kleinen Pflastersteine aber sind aus den meisten Häusern verschwunden; an ihre Stelle sind die glatten „Fliesen“ oder auch „Rotsteine“ getreten.

Um den Feuerherd fand man früher an Winterabenden die ganze Familie versammelt. Neben dem Herde saß meistens die fleißige Hausmutter, um von hier aus alles im Hause zu überwachen. Jetzt ist auch das anders geworden. Es sind Küchen gebaut, und die Wohnstuben und Kammern sind meistens so angelegt, daß man von denselben aus die Diele, das Vieh und die Arbeit der Dienstboten beaufsichtigen kann. Das Haus hat ein hohes Giebeldach. Unter demselben wird der größte Teil der Feldfrüchte gelagert. Was hier keinen Platz findet, wird in die Scheunen gebracht, welche in der Nähe des Hauses stehen. Auf dem Dache des Hauses oder der Scheune nistet der heimische Storch gern. Neben dem Hause steht gewöhnlich ein Ziehbrunnen; und in entlegeneren Ortschaften findet man unweit des Hauses einen Backofen, da bäckt der Bauer sein Brot noch selbst. Die Hinterseite des Hauses ist durch mächtige Linden oder Eichen geschützt. Hinter dem Hause ist ein kleiner Blumengarten angelegt. An diesen grenzt ein Gemüsegarten und oft auch ein großer Obstgarten. Der Garten ist von einer Dorn- oder Hainbuchenhecke umgeben. Das ganze Gehöft eines bremischen Bauern hat ein freundliches Ansehen; nur der große Düngerhaufen vor der Tür sieht nicht hübsch aus.

### 13. Ein Tag auf dem Marschhofs.

Hermann Allmers: Marschenbuch. 2. Aufl., 1875.

Es ist frühmorgens. Die alte Hausuhr auf dem Vorplatze schlägt eben fünf. Aber seit länger als einer Stunde schon sind die Hofbewohner munter. Denn es ist die Zeit vor Ostern, und da gibt es viel zu schaffen. Noch ist die Arbeit des Winters nicht ganz beendet, da drängen auch schon wieder die Geschäfte des Frühjahrs. — Auf der Diele dreschen vier Tagelöhner das letzte Korn; eine Magd schlägt die Garben um und schwingt dann und wann selbst den Flegel mit. Die andere Magd hat gemolken und trägt eben die Milch zur Küche. Auf dem

Herde flammt unter dem Kessel ein Feuer: die Morgensuppe wird gekocht. Grüte oder heiße süße Milch oder auch Buttermilchsuppe, in welche Schwarzbrot gebrockt wird, ist die gewöhnliche Morgenkost.

Aus dem Stalle dringt Lärm. Die Pferde wiehern, rasseln an der blechbeschlagenen Krippe und scharren auf dem Stallpflaster. Der Großknecht schilt laut mit dem „Swepenjungen“, denn schon seit zehn Minuten hat die alte braune „Lotte“ kein Futter mehr in der Krippe. Auch der Sohn des Hausherrn tritt in den Stall, sieht alles nach und hilft redlich mitschelten.

Aber plötzlich ertönt ein Zauberwort: „Kinkamen, wat eten!“ Eine Magd steckt ihren Kopf aus der halbgeöffneten Thür zum Vorplatz und ruft's mit heller Stimme. — Der Taktschlag der Drescher verstummt; mit eiligen, klappernden Schritten geht's nach der Gesindestube. In wenigen Minuten sitzen alle um die große dampfende Zinnschüssel. Der Großknecht schneidet von einem mächtigen Schwarzbrot dicke Stücke. Schnell ist die Schüssel vollgebrockt und nun alles in vollem Essen; kaum ein Wort wird gewechselt. — Was noch übrig bleibt, bekommt der Hofhund, der Liebling des Großknechts.

Nun geht's wieder zu Stall und Scheuer. Die Krippen sind leer gefressen. Die Pferde werden angeschirrt und eingespannt, zwei vor den Wagen, auf welchen ein paar Eggen und ein Sack mit Saatgerste geladen sind; die anderen schleppen die Pflüge. Auf dem Saatsfelde führt der Sohn den einen Pflug, der Großknecht den anderen. Jeder ist mit vier Pferden bespannt, die ein Junge treibt.

Während die hier ihr Werk beschaffen, macht daheim der Hausherr, der nun auch aufgestanden ist, in Flausrock, Zipfelmütze und Pantoffeln einen Rundgang durch Diele, Stall und Scheune. Da er hier alles in Ordnung findet, nimmt er den „Klubenstock“ oder „Pattstock“ auf die Schulter, draußen einmal nach dem „Zeug“ zu sehen. Die Hausfrau aber sieht nach Küche und Keller, zählt die Töpfe mit der frisch eingeseihten Milch und stellt die jüngste Magd zum Aufwaschen der Baljen an. Dann setzt sie sich in die warme Wohnstube, Wolle zu spinnen zu Strümpfen für den Herrn und den lieben Sohn.

Doch uns behagt es im Freien besser; wir folgen lieber den Schritten des Alten.

Er hat sich zuerst nach seiner Weide gewendet. Eben setzt er den Klubenstock in einen Graben und springt, noch recht rüstig für sein Alter, hinüber. Noch ein Graben kommt, und diese Wiese nun gehört ihm. — Allerlei Jungvieh ist schon draußen: seine dreijährigen Ochsen aber, die ihm zum nächsten Herbst in England gute, blanke Guineen einbringen sollen, die sind noch daheim. Auch die Milchkühe und Kälber sind noch im Winterfutter. Aber prächtiges Gras steht schon auf der

Weide, und ein herrliches Wetter ist heute! Wenn das so anhält, so — denkt er — soll vor Maitag noch alles bis auf das letzte Kalb hinausgejagt werden.

Er setzt wieder über einen Graben und gelangt zum Ackerfelde, wo der Sohn eben in langsamen, breitspurigen Schritten den Samen auswirft. Der Junge folgt ihm mit der Egge, während der Großknecht noch den einen Pflug lenkt.

„Na, wo geit't jo dermit?“ fragt der Alte.

„God, Herr; dat Land ward klar. Vor Middag krieg ickt rum.“

„Paßt man god up!“

„Ja, Herr,“ ruft der Großknecht noch zurück.

Nachdem er noch einige Worte mit dem Sohne geredet, wendet er sich wieder heimwärts. Vorher aber spricht er einmal im Wirtshaus ein. Man muß doch auch wissen, wieviel gestern in der Stadt der Roggen gekostet hat! Vielleicht ist auch ein Käufer für die fetten Schweine im Dorfe. Und ein kleiner „Magenbitterer“, den die Frau Wirtin immer bereit hält, ist auch nicht zu verachten. Er erhöht den Appetit für das Mittagsmahl.

Unterdes sind die Pflüger heimgekehrt. Die Pferde wühlen eifrig in den vollen Krippen. Punkt zwölf Uhr ertönt's wieder: „Kinkamen, wat eten!“ Alle eilen an den Brunnen, Hände und Gesicht zu waschen. — Auf dem Tische der Gesindestube dampft ein wahrer Berg von Klößen, Kartoffeln und Wurzeln. Auf einer anderen Schüssel ziehen leckere Speckstreifen das Auge an. Der Großknecht führt wieder den Vorsitz. Er schneidet das Brot und teilt den Speck herum. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Neben ihm sitzt der zweite Knecht; dann kommen die Jungen, dann die Tagelöhner. Auf der anderen Seite der Tafel sitzen die Mägde.

Der Nachmittag hat wieder seine vollen Geschäfte; aber er ist einformiger. Bis zwei Uhr ist Rastzeit. Das liebe Vieh muß doch auch seine Ruhe haben! Auch die Knechte und Drescher ruhen sich aus. Dann beginnt das Arbeiten von neuem. Von der Diele her rollt jetzt das Getöse der Staubmühle. Das letzte Korn soll heute noch herein auf den Boden.

Während die Pflüger auf ein anderes Ackerfeld ziehen, reinigt der Kleinknecht daheim die Ställe, sichtet den Düngerhaufen, der jedes echten Bauern Stolz ist, und trägt Streu und die Abfütterung herbei. Eine Magd hilft ihm mit in Stall und Diele. Eine andere scheuert die blinkenden Zinn- und Kupfergeräte und bereitet dann das Abendessen. Die Hausfrau sitzt am Spinnrocken, und der Herr macht sich im Gemüsegarten hinter dem Hause allerlei zu schaffen. Der will mit dem nahenden Frühling ja auch nebenbei in Ordnung gebracht sein! Späterhin steht

der Alte auch wohl mit der Kreide und dem Streichbrett in der Hand auf der Diele, das Korn „aufzumessen“.

So wird's Abend. Das Pferdegetrappel auf dem Pflaster des Hofes meldet die Ackerleute. Auch die Bodentreppe knarrt nicht mehr unter den schweren Tritten der Drescher, die eben den letzten Sack Roggen hinaufgebracht haben. Bald sitzen die Leute wieder um die Schüssel mit der Abendmilchspeise.

Der kleine Rest des Abends wird in verschiedener Weise hingebracht. Die Tagelöhner verlassen den Hof. Am schnurrenden Spinnrad in der warmen Gesindestube sitzen die Mägde. Der eine Junge schält in der Ecke auf morgen Kartoffeln oder schneidet Futterrüben; der andere dreht zu allerhand Gebrauch Laue aus Berg zusammen. Auf dem Futterboden knarrt noch die Häckselbank unter den Tritten des Grobknechts. Er muß noch sein Quantum Häcksel schneiden für den kommenden Tag. Bald aber kommt auch er zu den anderen herein, zündet sich die kurze Pfeife mit den prächtigen Pferdeköpfen an und greift dann zu einem Buche voll schöner Geschichten.

Auch in der Wohnstube drüben sitzt man traulich um die Lampe, und die Stimme eines Vorlesers ertönt, zuweilen vom Gespräch unterbrochen. — Mit dem Schlag zehn begibt sich alles zur Ruhe. Tiefe Stille herrscht jetzt in dem weiten Hause. Nur die sorgsame Mutter macht noch einen späten Rundgang, überall nach Licht und Feuer zu schauen. — So ist ein Tag auf einem Marschhose.

#### 14. Das Teufelsmoor.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Die Nordgrenze des bremischen Gebiets bildet die Wumme oder Wümme. Überschreitet man dieselbe, so gelangt man in den Regierungsbezirk Stade, welcher zu der Provinz Hannover gehört. Nicht sehr weit von der Wumme liegt der Weyherberg. Von dem Gipfel dieses Hügels blickt man gegen Nordosten in das große Teufelsmoor hinein.

Das Teufelsmoor ist eine große Niederung, die nördlich bis Bremervörde, östlich bis Fischerhude und westlich bis Osterholz reicht. Durch das Teufelsmoor schlängelt sich die Hamme, ein Nebenfluß der Wumme. Vor hundert und mehr Jahren war diese ganze Gegend ein großer Sumpf; jetzt findet man daselbst eine Menge Dörfer, deren Bewohner zum Teil sehr wohlhabend sind. Fast nirgends auf der Geest sind so viele stattliche Bauernhäuser wie im Teufelsmoor. „Aber wie ist das möglich,“ fragst du, „in einer solchen Sumpfgegend?“

Nun höre! Kluge Menschen kamen auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, den Sumpf trocken zu legen. Sie gruben Kanäle und leiteten das schmutzige Moorbwasser teils in die Hamme, teils in die Oste, und siehe da: nach und nach gelang es, das Land zu entsumpfen, und nun bauten sich hier viele Leute an. Man nannte dieselben Moorkolonisten und die Dörfer, die allmählich entstanden, Moorkolonien. Der Mann, der am meisten dafür getan hat, das Teufelsmoor urbar zu machen, hieß Findorf. Er ließ einen breiten Kanal graben; derselbe heißt noch jetzt nach ihm Findorf-Kanal. Auf dem Wenherberge hat man diesem verdienstvollen Manne ein Denkmal errichtet. Aber wovon nähren sich denn die Moorkolonisten? Auf dem sumpfigen Moorboden wächst ja nichts als Torfmoos, Heidkraut und dergleichen. Sie graben Torf und verkaufen ihn. Sie gewinnen denselben auf zweierlei Weise. Ist das Moor ziemlich trocken, so kann er „gegraben“ werden. Die abgestochenen „Soden“ werden an der Sonne getrocknet, und der Torf ist fertig. Dieser Torf sieht hellbraun aus, brennt leicht, gibt aber wenig Hitze. Darunter liegt die schwarze Moorerde. Dieselbe wird ausgegraben, geknetet und in Soden geschnitten. Die Soden werden in kleinen Haufen aufgestellt und an der Luft getrocknet. Diese Sorte heißt Backtorf; er brennt schwerer als der hellbraune, gibt aber mehr Hitze. Den fertigen Torf bringt der Torfbauer in kleinen Schiffen aus den Kanälen über den Kuhgraben nach Bremen, oder er fährt in die Hamme, dann in die Lesum, darauf bei Begejaß in die Weser und dann die Weser hinauf bis Bremen. Im östlichen Teile des Teufelsmoors wird der Torf aus den Gräben und Kanälen in die Oste und dann die Oste hinunter nach Bremer vörde gefahren. Wo die Kanäle fehlen, da gräbt der Moorkolonist nur so viel Torf, wie er selbst gebraucht; denn er kann denselben sonst nicht verwerten. Hier muß er sich auf andere Weise ernähren. Er brennt im Frühjahr die oberste Schicht des Moores ab und säet in die warme Asche Buchweizen. Durch dieses Abbrennen des Moores entsteht der Moorrauch, der bei uns oft wochenlang die Luft verpestet. Erst wenn auch hier Kanäle angelegt sind, wird das Moorbrennen aufhören. Ist das Moor aber abgetorft, so kommt man auf Sandboden. Auf den Sand wirft der Moorkolonist die oberste Schicht des Moores. Dadurch entsteht ein fruchtbarer Boden. In diesen Boden wird Gras und Korn gesät. So verschwindet das Moor nach und nach, und an der Stelle desselben entstehen üppige Wiesen und Kornfelder.

## 15. Der Hasbruch.

Bremisches Lesebuch. 2. Teil. Bremen, 1885.

Die nähere Umgebung der Stadt Bremen hat zwar prächtige Gärten und üppige Wiesen und Kornfelder, aber kühle, schattige Wälder suchen wir vergebens. Aus dem Grunde machen die Bremer oft Ausflüge nach den naheliegenden Wäldern der Nachbarländer. Besonders häufig wird der Hasbruch im Großherzogtum Oldenburg besucht.

Der Hasbruch ist einer der größten und schönsten Wälder Deutschlands. Er liegt etwa 3 Meilen westlich von Bremen in der Nähe von Hude. Am leichtesten ist er mit dem Eisenbahnzuge zu erreichen. Man fährt von Bremen aus über Huchtingen und Delmenhorst bis Gruppenbüren oder Hude. Von hier aus gelangt man in kurzer Zeit an den uralten, prächtigen Wald. Eine feierliche Stille empfängt uns beim Eintritt in denselben. Die kühle Waldluft erquickt uns nach dem Gange in der brennenden Sonnenhitze. Das dichte Laubdach über uns verbreitet tiefen Schatten, und nur hier und da vermögen die Sonnenstrahlen hindurchzudringen. Der Boden ist mit Moos und Laub bedeckt und wird selten trocken; ja, in nasser Jahreszeit wird derselbe vielfach so sumpfig, daß die meisten Stellen unzugänglich sind. Je weiter man in den Wald kommt, desto größer wird die Dunkelheit, von desto älteren Bäumen sind wir umgeben. Selbst am hellen Tage herrscht hier eine schwache Dämmerung. Viele der alten Bäume fallen durch ihre sonderbaren Formen auf. Sie sind verkrüppelt, gespalten, ineinander verwachsen, oft halb oder ganz niedergestreckt. Manche von ihnen sind von Efeu und Moos umrankt und wachsen nur noch kümmerlich fort. Andere sind längst verdorrt, und ihre weißen Stämme ragen wie Leichensteine aus dem Waldesgrün hervor. Die größte Merkwürdigkeit des Hasbruchs bilden seine uralten Eichen, von denen mehrere über 1000 Jahre alt sind. Wohl hat der Blitz ihnen tiefe Wunden geschlagen und der Sturm ihre Kronen gebrochen, aber immer noch stehen sie fest und unbeweglich da, und wir blicken mit Scheu und Bewunderung zu diesen Riesen auf. Die größte und schönste Eiche ist die „Amalieneiche“, nach einer oldenburgischen Prinzessin so genannt. Welch ein gewaltiger Baum! Der Stamm hat einen Durchmesser von 3 m. Fünf erwachsene Personen sind kaum im Stande, denselben mit ausgespannten Armen zu umfassen. Tief in die Erde streckt der Baum seine starken, knorrigen Wurzeln. Die Äste sind wie riesige Arme ausgebreitet. Jeder von ihnen könnte schon als stattlicher Baum gelten. Als einmal einer derselben herunterbrach, hatten vier Pferde Mühe, ihn vom Platze zu bringen. Und solcher Bäume gibt es mehrere hier. Manche dieser alten Baumriesen sind hohl und teilweise oder

ganz abgestorben; nur die mächtigen Stümpfe zeugen noch von ihrer einstigen Größe. Der merkwürdigste Baum dieser Art ist „de holle Eck“, in deren Innern acht Personen Platz haben.

Wenn diese alten Bäume zu reden verständen, so könnten sie dir manches aus längst vergangenen Zeiten erzählen. Wie viele Menschengeschlechter sahen sie kommen und vorübergehen! Aber auch ihre Zeit wird kommen, da sie fallen. Nur einer wird bleiben. Du kennst ihn, dessen Jahre nicht gezählt werden können.

## 16. Der Pfiff.

Poppe: Am Lebensborn. Gesammelte Gedichte. Oldenburg und Leipzig, 1897.

Leibkutscher war der Alte  
Beim sel'gen Großherzog;  
Er wußte gut zu fahren  
Vom Bocke, frei und hoch.

Zwei prächt'ge Hengste waren  
Des Herzogs Leibgespann;  
Nur einer konnt' sie lenken,  
Der Alte war der Mann.

Doch hatt' er die Gewohnheit,  
Wenn's Paar zu wild ausgriff,  
Daß er's zur Ruhe brachte  
Mit einem einz'gen Pfiff.

Sie gingen dann bedächtig,  
Beruhigt auf der Stell',  
Sobald den Pfiff sie hörten,  
Melodisch, fein und hell.

Der Pfiff war unbeschreiblich,  
Musik fürs Pferdeohr,  
Allein dem sel'gen Herzog  
Kam er plebejisch vor.

„So laß er doch das Pfeifen,  
Es klingt fürwahr nicht fein!“  
— Wohl, Königliche Hoheit,  
Inskünftig laß' ich's sein. —

Hei, wie die Hengste laufen  
So leicht, egal und glatt!  
Der Herzog schmunzelt freundlich,  
Er sieht sich nimmer satt.

Doch schneller, immer schneller  
Greift aus das wilde Paar,  
Sie sausen durch die Lüfte,  
Im Winde fliegt ihr Haar.

Die Leut' am Wege sagen:  
„Das geht fürwahr nicht gut;  
Die Hengste werden flüchtig,  
Sie schäumen schon vor Wut!“

Wie sich auch müht der Alte,  
Er bringt sie nicht zur Ruh';  
Bedenklich schaut der Herzog  
Dem toll'n Jagen zu.

Es wird ihm immer länger  
Bei solcher wilden Jagd:  
„Kerl, hat er denn die Pferde  
Nicht mehr in seiner Macht?!“

— Wohl, Königliche Hoheit;  
Doch wer ist schuld daran?  
Es ist mir ja verboten,  
Zu pfeifen dann und wann. —

„Zum Ruckuck dann, so pfeif er In Gottes Namen zu, Nur bring' er auf der Stelle Die Hengste mir zur Ruh'!“	Ein einz'ger Pfiff ertönet, Melodisch, fein und hell; Die Hengste sind beruhigt, Besänftigt auf der Stell'.
---	--

Der Pfiff war unbeschreiblich,  
 Musik fürs Pferdeohr,  
 Kam auch hinfort dem Herzog  
 Nie mehr plebejisch vor.

### 17. Kommt in die Marsch!

Germann Allmers: Marschenbuch. 2. Aufl. 1875.

Kommt, Freunde, flieht der Stadt Gewühl,  
 Kommt in mein stilles Marschenland,  
 Da weht die Luft so frisch und kühl  
 An meines Stromes grünem Strand.  
 Zwar schaut ihr nicht Gebirg und Wald,  
 Nicht Felsgestein und Wasserfall,  
 Doch lieblich ist der Aufenthalt  
 Auf meines Deiches hohem Wall.  
 Von oben schaut ihr dort die Flut  
 Und dort ins weite Land hinein,  
 Und schön ist's, wenn die Gegend ruht  
 Im goldnen Sommersonnenschein,  
 Wenn mächtig sich das Weideland  
 Voll hunder Kinderherden dehnt,  
 Mit seines Moores dunklem Rand  
 An heidebrauner Höh' gelehnt,  
 Wenn feierlich vom Dörflein her  
 Des Sonntags Glockenläuten klingt,  
 Wenn froh aus blauem Äthermeer  
 Des Frühlings Lerchenjubel dringt,  
 Wenn ruhig, breit und glanzzerhellt  
 Der Strom durch seine Ufer zieht,  
 Und rechts und links ein üppig Feld  
 Von Rohr bedeckt sein Strandgebiet,  
 Wenn ferne weiße Segel ziehn  
 Und leuchten hell im Sonnenschein,  
 Wenn munter jagend der Delphin  
 Bald auf, bald nieder taucht in Reih'n,

Wenn's leise flüstert tief im Rohr,  
Das seine braunen Häupter neigt,  
Wenn silberglänzend draus hervor  
Die weiche, graue Weide steigt —  
Ja, ihr vergeßt Gebirg und Wald  
Und Felsgestein und Wasserfall,  
So lieblich ist der Aufenthalt  
An meines Deiches hohem Wall.

### 18. Mein Heimatland.

Georg Rujeler, aus: Pleitner: Heil Dir, o Oldenburg! Oldenburg, 1901.

Ich stand auf hohem Deiche  
Und sah hinaus aufs Meer;  
Da kamen aus weiter Ferne  
Viel stolze Schiffe her.  
Ich sah zurück in die Lande,  
Da lachte die Marsch mich an:  
„Sieh, was der tapf're Frieser  
Durch schweren Kampf gewann.“  
O Segen den Fluren und Schutz  
dem Strand:  
Schirm' Gott dich, teures Heimat-  
land!

Ich schritt durch Ahrenfelder  
Die hohe Geest hinauf,  
Ich folgte durch grüne Auen  
Verschlungner Flüsse Lauf,  
Ich fuhr mit schnellem Schiffe  
Hinab den Weserstrom  
Ich wallte im heißen Sommer  
Zum kühlen Buchendorn,  
Ich sprach an schmucker Seen Rand:  
„Wie schön bist du, mein Heimat-  
land!“

Ich stand auf brauner Heide,  
Die Luft war klar und warm,  
Es lag die Welt so stille,  
Als wie in Gottes Arm.  
Ein Denkmal alter Zeiten,  
Umspielt vom Sonnenschein,  
Ragt unter starken Eichen  
Empor der Hünenstein.  
So fest wie Stein und Eiche  
stand,  
Steh du, mein teures Heimatland!

Ich sah in fernen Gauen  
Vom hohen Fels ins Tal,  
Sah weite Lande liegen  
Im schimmernden Sonnenstrahl.  
Wie schön sie mir erschienen,  
Doch zog ich wieder fort  
Und rief aus frohem Herzen:  
„Gegrüßt an Meeres Bord,  
Du Land, wo meine Wiege stand,  
Mein Oldenburg, mein Heimat-  
land!“

## 19. Plattdüttsche Sprak.

Friedrich Freudenthal: Aus Niedersachsen. Ein Volksbuch. I. Bremen, 1893.

Plattdüttsche Sprak, min Mudder-  
sprak,

Du leewste mi von alle Spraken,  
Einfach von Lud un weef von Klang,  
In Freud so froh, in Leed so bang,  
Min Wegenleed, min Starwesang,  
Wenn ins dat Hart mi braken!

Plattdüttsche Sprak, ol Sassenprak,  
Se willt di uut de Wold verdriven.  
Doch lat jüm man, dat is blos  
Land —

Wi Lüüd' von Elv und Werferkant,  
In Marsch un Moor un Heideland  
Sind plattdüttsch 'born, willt platt-  
düttsch bliwen!



